Kurzgeschichte

Die Solistin

Adolf Jens Koemeda

Merkt man es … immer noch? Vielleicht nur Sie, Herr Doktor, weil Sie mich gut kennen. Andere Menschen merken es hoffentlich nicht. Auf alle Fälle – ich gab mir Mühe. Schon am Vormittag hörte ich mit dem Heulen auf und später, bevor ich zu Ihnen fuhr, wusch ich mir das Gesicht lange mit kaltem Wasser, die Augen vor allem.

Bitte? Ach nein! Bernhard hat sich schon ewig nicht mehr bei mir gemeldet, seitdem das Finanzielle geregelt ist, lässt er mich in Ruhe, Gott sei Dank! Diesmal ist Bernhard nicht im Spiel, Annemarie … gerade das hatte ich befürchtet, normalerweise bin ich keine grosse Heulsuse, aber heute … es geht wieder vorbei.

Annemarie, meine Freundin, doch doch, die kennen Sie, Herr Doktor; ich sprach in der letzten Zeit kaum von ihr, vorher allerdings jede Woche. Sie wissen, meine beste, jetzt müsste ich eher sagen, meine ehemalige beste Freundin. Nein, damit habe ich wirklich nicht gerechnet … danke, ein paar Taschentücher habe ich noch.

«Das Ego der lange Alleinlebenden werde jeden Monat grösser, dicker und leistungsfähiger …»

Ja, Annemarie, wir haben uns zwar nicht so oft getroffen, sicher nicht jeden Tag, SMS schickten wir uns aber regelmässig und am Wochenende wurde meistens lange telefoniert. Zwei Jahre älter als ich … für mich wie eine grosse Schwester, eine verlässliche und gute Schwester, dachte ich. Noch nie hatte ich – schon als erwachsene Frau – eine Freundin, mit der ich alles besprechen konnte; keine Versteckspiele, keine Geheimnisse, wirklich alles. Auch die einzige Freundin übrigens, die mich nicht zu Boden geredet hat, die still sein konnte und nur zuzuhören imstande war, selten heutzutage. Eine gute Frau … ich weiss nicht, Herr Doktor, ob Sie alles nachvollziehen können … mein Reden ist heute ein bisschen wirr, Sie fragen mich lieber, wenn ich etwas durcheinanderbringe … ich versuche es jetzt chronologisch.

Moment … darf ich ein paar Taschentücher aus meinem Mantel holen? Als Reserve. Danke! Annemarie also, nein, nicht in den letzten Wochen, aber vorher hatte ich oft von ihr gesprochen. «Agnes», sagte sie gestern, «ich kann es selber noch kaum fassen … es ist jetzt so, wir sind am Ende … ja, Schluss, ich muss Schluss machen, sonst gehe ich kaputt.» «Wie, wie meinst du das?», fragte ich sie, «wovon redest du?» «Von dir, Agnes, von uns, von unserer Freundschaft. Ich habe Kinder, einen Mann, den Haushalt, meine Arbeit, viele Pflichten … ich lebe nicht alleine wie du.»

«Ich weiss», sagte ich, «deshalb beneide ich dich so.» Und sie darauf: «Ich dich auch, Agnes, über diesen Punkt hatten wir doch oft diskutiert, das ist unser uraltes Thema.»

Dann schwieg sie eine Weile. «So, wie das jetzt zwischen uns läuft», sprach sie endlich, «so stimmt es für mich vorne und hinten nicht, das musst du wissen.»

«Ja? … Annemarie, um Gottes Willen, was ist heute in dich gefahren?»

Sie lächelte, ein trauriges Lächeln: «Es beschäftigt mich schon seit einigen Monaten, meine Liebe, vielleicht seit einem Jahr. Das ist doch keine Freundschaft mehr, alles ist total aus dem Gleichgewicht, ja, eine trostlose Einbahnstrasse … verstehst du mich?»

Nein, ich verstand sie nicht. Ich wusste nicht genau, warum sie alles so aufgeregt erzählte, ich wusste nicht einmal, ob sie in dem Augenblick, als wir bei ihr auf dem Sofa sassen, überhaupt nüchtern war. Und das teilte ich ihr auch mit.

«Annemarie, nichts verstehe ich, gar nichts; wovon sprichst du eigentlich … was habe ich dir angetan? Was ist los?»

Viel mehr als jetzt, Herr Doktor, habe ich ihr nicht gesagt. Sie verstand mich aber … ja, irgendwie schon; sie nahm mich in den Arm und weinte plötzlich; beide haben wir wie zwei Erstklässlerinnen geheult … Entschuldigung, alles ist noch so frisch, vielleicht hätte ich heute gar nicht damit anfangen sollen, sorry. Ich hab ein paar Taschentücher bei mir, danke.

Also: Ich verstand wirklich nicht viel von dem, was sie sagte, vor allem zu Beginn nicht. Sie musste alles noch einmal wiederholen, mir langsam erklären. Sie tat es, jetzt ohne Tränen, mit viel Geduld; sie sprach, als ob sie auf ein kleines Kind einreden würde.

Was mich überhaupt interessiere, fragte sie, neben meiner Arbeit und den ewigen Liebessorgen. Sie glaube, wenn sie ehrlich sei, nicht sehr viel. Auf alle Fälle: Sie, Annemarie, sei das definitiv nicht; so müsse sie das begreifen, wenn sie sich nicht blind stellen möchte. Ich frage sie so gut wie nie etwas, nie gehe ich auf sie ein, nie will ich etwas von ihr

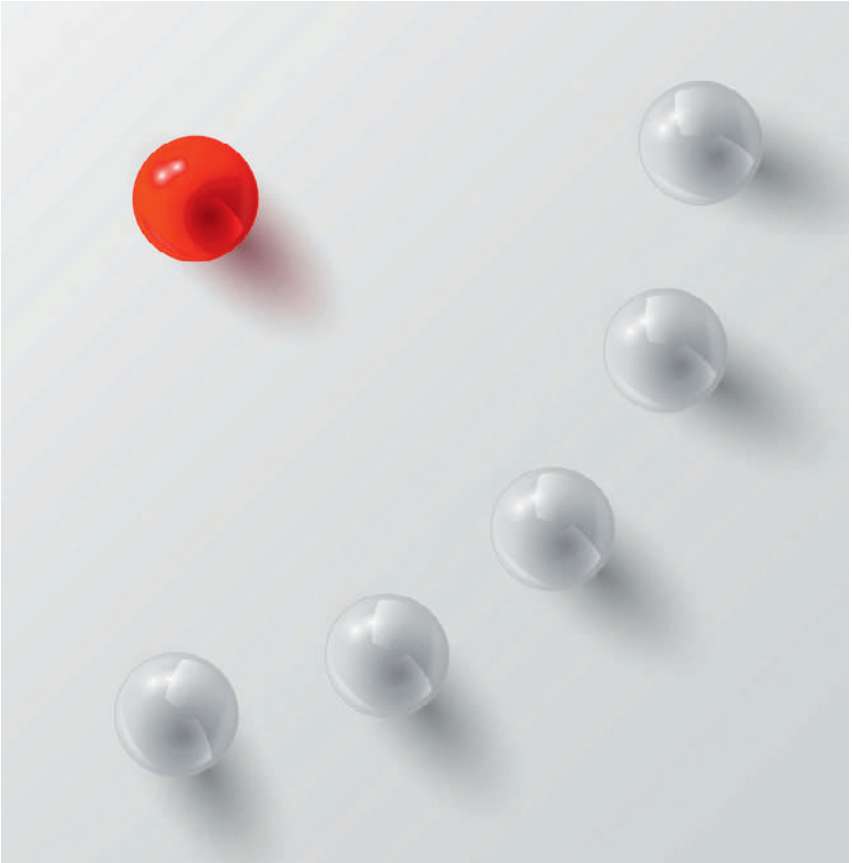
Korrespondenz:
Dr. med. Adolf Jens Koemeda
«Breitenstein»
CH–8272 Ermatingen

wissen ... jedenfalls könne sie sich nicht mehr erinnern, dass ich in den letzten Jahren etwas von ihr hatte erfahren wollen, oder ihr zu verstehen gegeben hätte, dass sie für mich ein wichtiger Mensch sei. Ich wolle auch nie wissen, sagte sie mehr als einmal, was sie beschäftige, was sie schmerze oder ihr Freude bereite.

Ich schüttelte nur den Kopf und heulte wieder. Als sie mich zum zweiten Mal in die Arme nehmen wollte, rutschte ich schnell ans andere Ende vom Sofa, möglichst weit weg von ihr. Dann fand kein Gespräch mehr statt; ich verabschiedete mich schnell, ohne Umarmung, ohne Händedruck. Erst zu Hause konnte ich mich wieder fangen.

Zuerst trank ich ein Bier – aus der Flasche, bitte, schrecklich, das tue ich sonst nie –, es schmeckte mir gar nicht, dann ass ich etwas Süsses ... ach, was heisst «etwas», nein, ich ass viel Süsses, eine Menge von Keksen und Schoki, ja, ja, Schoki, diesem Geschmack gegenüber bin ich oft machtlos.

Irgendwie musste ich ihr mit der Zeit doch recht geben, zumindest teilweise. Viele Fragen hatte ich ihr in den letzten Monaten nicht gestellt, denn ich dachte immer – ihr geht's gut, so gut, dass sie mich möglicherweise gar nicht verstehen könne. Das teilte ich ihr natürlich nicht mit ... wollte ihr aber in diesem Sinn ein SMS schreiben, das fällt mir viel leichter als ein offenes Gespräch am Telefon.



Sind die Solisten, die Alleinstehenden langsam im Vormarsch?

Ich weiss nicht, ob ich jetzt weiterreden soll, ob es etwas bringt. Ich befürchte, nur reden bringt nicht viel. Zuerst müsste ich in meinem Leben etwas Grundsätzliches ändern, manches anders anpacken ... die Frage ist aber – kann ich das und will ich das überhaupt? Konkrete Vorschläge von Ihnen, Herr Doktor, erwarte ich natürlich nicht, da beherrsche ich inzwischen unsere Spielregeln ganz gut.

Mit der Zeit war mir allerdings eines ziemlich klar: Annemarie hat recht. Ich bin viel zu viel alleine – mit all den kleinen Marotten und grossen Konsequenzen, die mich, möglicherweise, für die anderen Menschen ungeniessbar machen.

Bitte? Ja, gerne. Ich meine es so:

Mit meiner Stelle bin ich nicht ganz glücklich, ich habe aber Arbeit – ein Halbtagsjob in einem medizinischen Labor. Nicht ideal, nein, ich will mich allerdings nicht beklagen. Das Problem ist ... ach ja, darüber haben wir schon x-mal in der Stunde geredet, dass ich dort, von einer Kaffeepause abgesehen, kaum mit jemandem sprechen kann; sonst nur kurze Begegnungen in den Gängen – Small Talk und Höflichkeitsaustausch, mehr nicht. Und zu Hause? Solange ich kein hohes Fieber mit Halluzinationen habe – die meiste Zeit also –, führe ich keine langen Selbstgespräche.

Wenn ich mir das jetzt überlege ... eigentlich traurig. Fünfzehn, sechzehn Stunden am Tag bin ich, was Kontakte mit anderen Menschen betrifft, beinahe auf Nulldiät. Wenn ich die Zahl der Wochenstunden, dachte ich weiter, die ich alleine verbringe, mit der Zahl der Stunden, wo ich im Austausch mit anderen Leuten stehe, vergleiche ... dann gibt es ein krasses Missverhältnis, eins zu hundert, zu zweihundert, schwer zu sagen. Und diese Diskrepanz wächst jeden Tag, ja, jede Woche wird sie grösser; wie bei anderen Menschen auch, die ein ähnlich einsames Leben führen.

«Ich merke es einfach, ich spüre es», meinte gestern Annemarie. «Was kannst du da spüren?», fragte ich. «Wer vereinsamt ist, Agnes; ich kann sogar Grade der Vereinsamung unterscheiden», behauptete sie; «ich vermag dir schon nach einem kurzen Gespräch zu sagen, wer seit einem, zwei oder drei Jahrzehnten alleine lebt.»

«Wie?», fragte ich, «wie merkst du das? Übertreibst du jetzt nicht ein bisschen, meine Liebe?»

Sie lachte: Gar nicht, nicht die Spur! Das Ego der lange Alleinlebenden werde jeden Monat grösser, dicker und leistungsfähiger ... und es addiere sich noch alles. Sehen könne sie es nicht, nur riechen.

Ich schmunzelte und dachte, na ja, halt die Annemarie.

Ich, die seit längerer Zeit Alleinlebende, bin wahrscheinlich ein typisches Gegenstück zu einer Frau, deren Mann zu Hause hockt, oder zu einer Mutter von vier kleinen Kindern, die den ganzen Tag plappern und immer etwas von ihr wollen. Nun, Annemarie

sieht es wahrscheinlich richtig: Ich bin vermutlich eine vom lauter Alleinleben Geschädigte: Ja, irgendwie gewöhnte ich mir ab, engagiert zuzuhören, mich einzufühlen und ein Interesse an anderen Menschen nicht nur gekonnt zu mimen, sondern auch zu empfinden.

Verstehen Sie mich, Herr Doktor? Sie wollen es, das glaube ich Ihnen. Ob Sie es aber auch können? Da habe ich meine Bedenken, ehrlich ... warum? Möchten Sie es wissen? Tja, das kann ich Ihnen jetzt verraten. Bitte:

Sie haben eine Frau ... und zumindest eine Tochter ... wie? Wie ich das weiss? Mein Geheimnis! ... Ach nein, Unsinn, ich sage es Ihnen, warum soll ich es noch komplizierter machen?

Eine junge Frau – es liegt etwa ein halbes Jahr zurück – setzte sich in Ihrem Wartezimmer neben mich. Wir schwiegen. Als Sie den Patienten vor mir zur Tür begleitet und verabschiedet hatten, stand meine Nachbarin schnell auf und ging auf Sie zu. Sie sprachen kurz mit ihr, es handelte sich um einen Autoschlüssel. Mehr verstand ich nicht, ich wollte auch nicht mehr wissen. Und dann, bei der Verabschiedung, vor der Tür ... aha, Sie ahnen es schon, nannte sie Sie «Papa».

Voilà! Jetzt haben wir es! Sie, Herr Doktor, der sich oft in radikales Schweigen hüllt, haben eine Familie ... vielleicht ist sie gross, vielleicht nur klein, das weiss ich noch nicht. Zumindest eine Tochter haben Sie aber.

Wer bildet einmal die Mehrheit, frage ich mich ab und zu. Menschen wie Sie, die Angehörige und viele Freunde haben, oder die Einsamen, die Solisten, die Ego-betonten Einzelgänger, wie ich es seit Jahren bin und vermutlich auch bleibe ... ungern, natürlich.

Tja! Ich weiss es nicht.

Und Sie schweigen, wie die meiste Zeit ... okay, ist Ihr gutes Recht, ich will Sie nicht bedrängen. Meine Vermutung darf ich allerdings äussern, nicht wahr? Die Solisten, die alleinstehenden Ego-Athleten, sind langsam im Vormarsch; und sie verdrängen immer mehr die anderen, die Gebundenen ... die Armee der Einzelgänger, der Kaum-Beziehungs-Fähigen, wächst; nicht rasend schnell, das behaupte ich ja nicht, aber ständig. Kurz: Wir, die Alleinlebenden, die einmal wütenden, oft traurigen, und dann wieder auf ihr dickes Ich stolzen Solisten, werden mit der Zeit in dieser Welt immer mehr zu sagen haben – das Rad der Zeit kann man nicht zurückdrehen, am wenigsten in der Ära der zunehmenden Computervereinsamung. Ob es der Welt auch zum Vorteil gereichen wird? Na ja, das ist eine andere Frage. Ach, Sie verstehen mich! Schön, Herr Doktor, danke! ... Sicher, das ist tatsächlich eine ziemlich schwierige und sehr komplexe Materie, da haben Sie hundertprozentig recht ... bitte? Gut, damit jetzt anzufangen lohnt sich nicht – wie Sie meinen. Einverstanden. Vielleicht das nächste Mal?

Und fertig! Jetzt habe ich auch keine Lust mehr zu liegen. Darf ich aufstehen? Ich weiss, wir haben noch gut fünf Minuten Zeit, ich habe aber für heute genug. Gut für Sie, Herr Doktor, dann haben Sie nach mir eine um fünf Minuten längere Pause ... ach nein, ich will nicht frech sein, sorry!

Keine Änderung, keine Verschiebung unserer Zeit? Alles beim Alten? Gut!

Also: bis zum nächsten Freitag!